

Integration behinderter Wissenschaftler

Barrierefreie Forschung

■ Behinderte Wissenschaftler brauchen so einiges: Hartnäckigkeit, um ihren Weg zu gehen; Einfallsreichtum, um Barrieren im Labor zu überwinden; ein dickes Fell, um mit Diskriminierungen fertig zu werden; und nicht zuletzt ein Umfeld, das ganz selbstverständlich beides tut: Rücksicht nehmen und Leistung erwarten.

Stellen Sie sich vor, auf Ihrem Schreibtisch landet die Bewerbung eines Doktoranden mit Sehbehinderung. Oder dem Diplomanden *in spe* fehlen ein paar Finger, die man eigentlich zum Pipettieren braucht. Vielleicht bewirbt sich auf die offene Postdoc-Stelle in Ihrer Arbeitsgruppe aber auch eine Biologin im E-Rolli, die auf persönliche Assistenz angewiesen ist, weil sie ihre Arme nicht bewegen kann.

Wenn die mögliche Integration dieser Leute Ihre Vorstellungskraft übersteigt, sind Sie nicht allein.

„Wie soll das denn gehen?“ ist sicherlich eine der milderen Reaktionen von Arbeitsgruppenleitern, die angesichts der Einschränkungen der Bewerber um die Wettbewerbsfähigkeit der eigenen Forschung fürchten. Dass es eben doch geht, bei gleicher Qualität, müssen behinderte Wissenschaftler ihren skeptischen Kollegen und Arbeitgebern oft erst zeigen. Was sie aber nur können, wenn sie die Chance dazu bekommen. Und genau da liegt das Problem.

Natürlich gibt es immer talentierte Leute, die es durch Beharrlichkeit und außergewöhnliche Leistungen schaffen, dass ihre Umgebung Bedenken und Vorurteile vergisst. Ein Beispiel

dafür ist Onur Güntürkün. Der Neurowissenschaftler sitzt seit seinem vierten Lebensjahr im Rollstuhl. Doch seine Behinderung hielt ihn nicht davon ab, Psychologie zu studieren,

Onur Güntürkün, Professor für Biopsychologie am Institut für Kognitive Neurowissenschaft der Ruhr-Uni Bochum, sitzt seit seinem 4. Lebensjahr im Rollstuhl. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, sich in der internationalen Hirnforschung einen Namen zu machen.



Foto: privat



smartinkay/photocase

in die experimentelle Gehirnforschung zu gehen und sich einen Platz in der internationalen Spitzenforschung zu erarbeiten. Seine Erkenntnisse zu den neuronalen Grundlagen zerebraler Asymmetrie bei Taube und Mensch brachten ihm eine Professur für Biopsychologie an der Uni Bochum sowie zahlreiche Auszeichnungen ein.

Mauern in den Köpfen einreißen

Für viele andere Behinderte erweisen sich jedoch die Barrieren in den Köpfen von Arbeitgebern als große Hindernisse. Trotz Behinderung eine feste Stelle zu bekommen und das auch noch möglichst forschungsnah, ist immer noch eine Ausnahme. Zweifel an der Leistungsfähigkeit von Behinderten sind an der Tagesordnung. Zur Not schiebt man einen ständig kaputten Fahrstuhl vor, um den behinderten Bewerber abzulehnen.

Überspitzt gesagt, könnte da wohl der zukünftige Stephen Hawking der Molekularbiologie vor ihnen stehen und Personalverantwortliche sähen nur seine Einschränkungen, aber nicht sein Potenzial.

Was solche Bedenken angeht, war auch das Paul-Ehrlich-Institut (PEI) Anfang der 1990er keine Ausnahme. Durch das Engagement des Personalchefs Klaus Posselt und einer zunehmenden Schar von Unterstützern – nicht zuletzt der Institutsleitung – hat das Bundesinstitut für Impfstoffe und biomedizinische Arzneimittel in Langen aber einen erstaunlichen Wandel durchgemacht und ist in den letzten fünfzehn Jahren zu einem europäischen Vorreiter der Integration geworden. In jeder Abteilung arbeiten schwerbehinderte Wissenschaftler an Forschungsprojekten wie auch bei den vielfältigen Amtsaufgaben rund um die Zulassung und staatliche Chargenfreigabe von biomedizinischen Arzneimitteln.

Fragt man Annetraud Grote, Schwerbehinderten-Vertrauensfrau des PEI, wie ein solcher Klimawechsel möglich war, lächelt sie verschmitzt und sagt: „Naja, mit Speck fängt man Mäuse!“ Der erste Schritt zur Überwindung von Vorurteilen war nämlich nicht etwa eine Aufklärungskampagne, sondern schlichtweg mehr Geld, mit dem Stellen und somit zusätzliche Projekte finanziert werden konnten. „Das überzeugte erst einen

Abteilungsleiter, dann den zweiten – bis schließlich alle dabei waren.“

Das Land Hessen und die Bundesagentur für Arbeit finanzierten die befristeten Arbeitsplätze als Sprungbrett in Richtung Unternehmen und Behörden. Damals ahnte noch niemand, wie erfolgreich dieses und weitere Projekte werden würden. Denn heraus kam nicht nur Berufserfahrung für behinderte Akademiker, sondern auch die Erkenntnis von Nicht-Behinderten, dass die üblichen Zweifel unberechtigt sind.

Neue Unvoreingenommenheit

„Die zusätzlichen Mittel waren ein gutes Lockmittel. Letztlich überzeugt hat die Leute aber erst, zu sehen, dass bei angepassten Arbeitsmitteln behinderte Menschen genauso leistungsfähig sind, und auch der Krankenstand nicht höher ist“, erzählt Grote.

Kein Wunder, dass die Beschäftigungsquote von schwerbehinderten Menschen seit 1996 kontinuierlich stieg und inzwischen bei sensationellen 19 Prozent liegt. Auf das erste Projekt folgte 2005 die Beteiligung an EQUAL, einem vom Europäischen Sozialfonds geförderten arbeitsmarktpolitischen Modell, bei dem nun auch Doktoranden und Azubis finanziert wurden. Aktuell fördern die Bundesagentur für Arbeit und das Land Hessen die Weiterqualifizierung schwerbehinderter Bachelor-Absolventen.

Die Projekte dienten vielfach als ein internes Sprungbrett auf unbefristete Festanstellungen. Die behinderten Wissen-

schaftler konnten Qualifikationen erwerben, auf die das PEI selbst nicht verzichten wollte. Bereits einige Male konnten sich so Projektteilnehmer bei Ausschreibungen des PEI gegen nicht-behinderte Konkurrenten durchsetzen.

Von der neuen Unvoreingenommenheit profitierte nicht nur die Juristin Grote aus dem Personalreferat, die im Rollstuhl sitzt und ihre Hände nur eingeschränkt bewegen kann, sondern auch Michael Etscheid, der vor 50 Jahren mit einer Contergan-Behinderung von Armen und Schultern zur Welt kam. Der promovierte Pflanzenmolekularbiologe und Biophysiker wollte nach einem Auslandsaufenthalt in den USA eigentlich in die Wirtschaft wechseln – aber ohne Erfolg. „Heute könnte ich wechseln, wenn ich wollte. Meine Expertise im Zulassungsbereich ist bei Pharmafirmen gefragt“, sagt er.

Die Chance, zu einem Experten zu werden, gab ihm aber erst das PEI, wo er vor 14 Jahren als ABM-geförderter Postdoc einstieg. Neben seiner Forschung arbeitete er sich in die Zulassung von Blutprodukten ein und ist nun stellvertretender Fachgebietsleiter, bearbeitet Zulassungsverfahren und schreibt Gutachten. Daneben versucht Etscheid immer noch Zeit zu finden für die prüfungsbegleitende Forschung, etwa für die Untersuchung von Verunreinigungen in Blutprodukten und ihren möglichen Nebenwirkungen.

Dass er dabei am Schreibtisch sitzt und seinen Mitarbeiterinnen die Arbeit an der Laborbank überlässt, ist sicher nichts Ungewöhnliches für seine Position, aber er vermisst die Laborarbeit vielleicht weniger als Andere. „Im Labor sind meine Einschränkungen größer als im Alltag oder im Büro“, gibt ▶

Ergonomisch perfekt Gut für die Umwelt

CELLGARD ES
energy saver

Mikrobiologische Sicherheitswerkbank Klasse II

Die hocheffiziente DC/ECM Motortechnologie von NuAire verringert deutlich den Energieverbrauch, verlängert Filterstandzeit und reduziert Geräuschentwicklung sowie auch Vibrationen bei gleichzeitig echtem laminaren Luftstrom. Das ergonomische Design bietet dem Anwender die größtmögliche Arbeitsfläche, beugt Ermüdung effizient vor und verringert Belastungen. Die vergrößerte Beinfreiheit erlaubt eine bessere und angenehme Sitzposition. Die rahmenlose Scheibe und helle Beleuchtung ermöglichen beste Sicht und optimale Arbeitsbedingungen.



Vertrieb in Deutschland durch:

IBS INTEGRA
BIOSCIENCES

www.integra-biosciences.de

NuAire : mehr als 100.000 Sicherheitswerkbanken weltweit



er zu. Überhaupt geht Entscheid offen mit den Grenzen um, die seine Behinderung ihm setzen. „Ich hätte etwa nie in einem Hochsicherheits- oder Isotopen-Labor arbeiten können“, sagt er. Ihm passe einfach kein Schutzanzug und er könne auch nicht sicher genug mit radioaktiven Substanzen hinter einem Schuttschirm hantieren.

Kein großer Aufwand

Solche absoluten Grenzen von Behinderungen zu leugnen, wäre realitätsfern. Eine blinde Forscherin wird das Mikroskopieren anderen überlassen. Ein Rollstuhlfahrer kann nicht in den Baumkronen des Regenwaldes arbeiten. Aber wie sieht es jenseits dieser Grenzen aus? Wie barrierefrei kann biologische Forschung sein?

Keine Frage, Barrierefreiheit in den experimentellen Wissenschaften ist eine Herausforderung. „In den Geisteswissenschaften sind Barrieren vor allem durch die Gebäude bestimmt“, sagt Güntürkün, der sich noch gut erinnert, welch ein Entwicklungsland Deutschland in den 1970ern für Rollstuhlfahrer war. Heute gibt es in öffentlichen Gebäuden Eingänge mit Zufahrtsrampen

„Mit Speck fängt man Mäuse!“ lächelt **Annetraud Grote**, Juristin im Personalreferat und Behindertenvertrauensfrau am Paul Ehrlich-Institut Langen. Der Klimawechsel in der Integration von Behinderten wurde nicht etwa durch Aufklärung erreicht, sondern über Geld.



Foto: privat

und Türöffner, geräumige Aufzüge und Behinderten-Toiletten. An den Arbeitsplätzen sind Hindernisse aber noch alltäglich. „Da sind Labore zu eng oder vollgestellt. Die Bench ist für Stehende konzipiert. Ganz zu schweigen von Arbeitsplätzen in der Pampa“, sagt Güntürkün. Diese Bedingungen seien nicht „equal“.

Doch was nicht passt, kann oft mit wenig Aufwand passend gemacht werden. Tische zum Hoch- und Runterfahren können die Bench ersetzen. Ein bisschen Umräumen genügt in vielen Fällen, wenn Platz zum Rangieren im Rollstuhl fehlt oder jemand nur an die unteren Kühlschränke kommt. Mit etwas Glück ist auch die Flow-Bank höhenverstellbar und ermöglicht Reinraum-Arbeiten auch ohne Spezialausrüstung.

„Ansonsten bringen behinderte Mitarbeiter ihre Hilfsmittel oft schon mit, da sie ja auch im Privatleben ihr Handicap ausgleichen müssen“, erklärt Peter Hagedorn, Mitarbeiter einer Integrationsgruppe am Robert Koch-Institut (RKI). Der sehbehinderte Biologe ist zusammen mit einer Tierärztin, einem Bioinformatiker und einem technischen Assistenten zuständig für Untersuchungen zur Zeckendichte und Prävalenz der von Zecken übertragenen Krankheitserreger. Ziel ist die Entwicklung einer neuen Art von Risikokarte für Berlin und Umgebung, die neben FSME auch das Vorkommen von Borrelien, Rickettsien, Babesien und Anaplasmen berücksichtigt.

Seine Sehbehinderung merkt man Hagedorn nicht an. Sie beruht auf einer Verletzung des Sehnervs sowie der Hirnareale

für Sehen und räumliche Vorstellung. Seit einem Schädel-Hirn-Trauma mit 16 Jahren lebt er mit einigen Verarbeitungsfehlern bei optischen Informationen. „Es ist schwer zu erklären. Wenn Sie einen Kreis sehen, sehe ich einen halben Kreis.“ Meist kann er das selbst irgendwie ausgleichen, kann sogar Auto fahren und geht mit Kollegen regelmäßig im Wald Zecken sammeln. Auf technische Hilfsmittel ist er nicht zwingend angewiesen. Manche nutzt er aber gerne – wie die 96-Well-Platte, bei dem das Well zu leuchten anfängt, wenn man etwas hinein pipetiert. Das erleichtert es, einen Überblick über bereits befüllte Wells zu behalten. „Ein tolles Hilfsmittel, übrigens auch für Nichtbehinderte!“

Welche Einschränkungen auftreten und wie man sie ausgleichen kann, hängt genauso von der Behinderung ab wie von der Art der Arbeit. Natürlich muss auch mal was Spezielles gekauft werden, ein Computer mit Braille-Zeile, Übertragungssysteme für Hörbehinderte oder ein spezieller Stuhl für jemanden mit Gehbehinderung. „Aber der Arbeitgeber bekommt bei der Anschaffung von Hilfsmitteln immer Unterstützung vom Integrationsamt“, erklärt Hagedorn. „Unter Umständen übernehmen sie sogar die kompletten Kosten der anzuschaffenden Hilfsmittel.“

Geschenke unerwünscht

Gelegentlich müssen Hilfsmittel auch extra angefertigt werden. So benötigt Güntürkün für geplante Projekte mit Hirnscans einen Rollstuhl ohne magnetische Teile. „Mit meinem jetzigen wäre das Arbeiten mit Magnetresonanz lebensgefährlich“, sagt er. „Einen nicht-magnetischen Rollstuhl zu finanzieren ist aber weder Aufgabe meiner

Krankenkasse noch der DFG.“ Umso wichtiger findet er daher, dass es für solche Fälle spezielle Fonds und Fördertöpfe gibt, bei denen er Geld für Spezialausrüstung beantragen kann.

Wichtig ist dem Neurowissenschaftler aber, dass es keine „Geschenke“ gibt. „Das hätte ich auch nicht gewollt“, sagt er.

Einem jungen, behinderten Menschen würde Güntürkün immer raten, seinen Träumen zu folgen: „Wenn Du es willst, mach es. Aber mach Dich darauf gefasst, dass es nicht einfach wird.“ Als Behinderter muss man sich zwangsläufig mit mehr und anderen Problemen herumschlagen. Deswegen dürfe man aber nicht erwarten, dass andere einem den Weg leichter machen. „Kollegen sind toll und meistens sehr nett, aber erwarte nicht, dass sie alle Deine Probleme für Dich lösen“, rät Güntürkün.

Auch gesellschaftlich sollten sich Hilfen immer darauf beschränken, behinderungsbedingte Nachteile auszugleichen, findet er. Förderungen, die darüber hinaus gehen, sind ihm suspekt. „Eine bestimmte Gruppe zu bevorzugen, nur weil man meint, sie sei unterrepräsentiert, davon halte ich nichts. Ich bin gegen jede Art von Quote.“ Auch fände er es nicht gut, wenn Gelder aus der Wissenschaftsförderung abgezweigt würden, um nur für eine bestimmte Gruppe zur Verfügung zu stehen – egal ob das nun Behinderte seien, Frauen oder Migranten.

Auch am PEI betont man, dass bei allen Integrationsbemühungen stets die Leistungen im Vordergrund stehen. „Selbst wenn wir wollten, könnten wir keine soziale Einrichtung sein“,

meint Grote. Erste Priorität habe immer die Erfüllung der Amts- und Forschungsaufgaben. In diesen Bereichen wertvolle Arbeit kann nur leisten, wer im Denken nicht eingeschränkt sei. Es gibt einfach Behinderungen, deren Einschränkungen nicht entsprechend ausgeglichen werden können. „Lern- oder geistig Behinderte können wir nicht integrieren, das ergibt sich aus der Art unserer Aufgaben. Unsere Mitarbeiter müssen vom Kopf her zu wissenschaftlicher Arbeit in der Lage sein!“

Im Gartenbau oder in einer Lagerhalle gibt es eine Menge Dinge zu tun, bei denen der Kopf weniger gefragt ist. In der Wissenschaft ist es genau umgekehrt. Die entscheidendsten Aufgaben finden ausschließlich im Kopf statt: das Lesen und Nachvollziehen von Forschungsliteratur, die Formulierung von Hypothesen, das Aufspüren von Ideen für neue Versuche, die Interpretation von Ergebnissen. Für Güntürkün ist die wichtigste Eigenschaft eines guten Forschers, dass er strukturiert denken kann und Muster im Chaos erkennt.

Kopfarbeiter

Weil Kognition und Intellekt für einen Wissenschaftler die entscheidenden Fähigkeiten sind, genügt im Extremfall auch „nur“ der helle Kopf eines Mitarbeiters. Wie der von Corina Zolle. Die promovierte Biologin arbeitet in der Qualitätskontrolle des PEI. Ihre Behinderung beschränkt sie fast vollständig auf Denken und Kommunikation. Spinale Muskelatrophie nennt sich ihre Krankheit, verursacht von einer Funktionsstörung motorischer Neuronen im Rückenmark, die zu starkem Muskelschwund führt. Technische Hilfsmittel bringen ihr eine gewisse Selbstständigkeit. So steuert sie mit den Fingern ihren elektrischen Rollstuhl, mit der Sprache ihren Computer, Telefon und Licht. Alle Arbeiten, für die doch mal Beine oder Hände nötig sind, erledigen ihre Assistentinnen nach ihrer Anweisung.

Menschen wie sie, die nicht nur im Rollstuhl sitzen, sondern auch ihre Arme kaum oder gar nicht bewegen können, brauchen im besonderen Maße, worauf alle behinderten Wissenschaftler angewiesen sind: Hartnäckigkeit, Frustrationstoleranz



Foto: privat

Michael Etscheid, Pflanzenmolekularbiologe und stellvertretender Fachgebietsleiter in der Zulassung von Gerinnungsprodukten am PEI Langen, hat eine Contergan-Behinderung von Armen und Schultern. Bekam er deshalb nach dem Studium keinen Job in der Wirtschaft?

und den unbedingten Glauben an sich selbst. Dahinter steckt eine besondere Lebenseinstellung, die nicht jeder mitbringt. „Die Welt der Behinderungen ist ein Spiegelbild des Lebens“, sagt Grote. „Wer sich in sein Schneckenhaus zurückzieht und meint, er sei arm dran, wird auch nichts erreichen.“ ▶

Cubis® 1ter Platz in Konformität und Sicherheit



- 1te modulare Laborwaage
- 1te Laborwaage mit automatischer Nivellierung Q-Level
- 1te Laborwaage mit Q-Com für grenzenlose Kommunikation
- 1te Laborwaage mit Ecklastkompensation Q-Pan
- 1te Laborwaage mit Bedienkonzept Q-Guide
- 1te 5-stellige, oberchalige Laborwaage
- 1te oberchalige Laborwaage mit motorischem Windschutz
- 1te Laborwaage mit integriertem, strömungsneutralen Ionisator
- 1te Laborwaage mit Advanced Pharma Compliance



Recht auf Hilfe

Bei denen, die auf ständige Assistenz angewiesen sind, zeigt sich vielleicht am deutlichsten, wie sehr beide Seiten gefragt sind: die Behinderten ebenso wie die Gesellschaft. Die Behinderten, indem sie maximale Eigenständigkeit anstreben; die Gesellschaft, indem sie sie darin maximal unterstützt. Politisch hat sich in den letzten Jahren hier viel getan. Seit 2008 haben Behinderte, die Assistenz benötigen, einen Rechtsanspruch auf ein persönliches Budget, mit dem sie selbst Hilfeleistungen einkaufen können. Doch während der Ausgleich von Defiziten mit technischen Hilfsmitteln bereits selbstverständlich ist, kann es bei dem Antrag auf Kostenübernahme von persönlicher Assistenz immer noch Kämpfe mit den Behörden bedeuten, um diese Rechtsansprüche auch durchzusetzen.

Nach Grotes Meinung besteht hier noch immer am meisten politischer Handlungsbedarf. Im PEI sieht sie etwa, welche Folgen es hat, dass die Übernahme der Assistenzkosten gehaltsabhängig ist. Diejenigen, die in einem anspruchsvollen Job arbeiten und ein entsprechendes Gehalt bekommen, müssen



Corina Zolle, Biologin in der Qualitätskontrolle des PEI Langen, hat Spinale Muskelatrophie und ist daher fast ausschließlich Kopfarbeiterin. Mit den Fingern steuert sie ihren elektrischen Rollstuhl, mit der Sprache ihren Computer, Telefon und Licht. Alle Arbeiten, für die doch mal Beine oder Hände nötig sind, erledigen ihre Assistentinnen.

ihre Assistenten teilweise selbst bezahlen. Angerechnet wird das, indem ihnen vom eigenen Gehalt nur der doppelte Hartz IV-Satz bleibt. Der ungewollte Lenkungseffekt davon ist klar: Betroffene haben das Gefühl, ihre Arbeit lohne sich nicht. Warum sollten sie mehr als Teilzeit arbeiten, wenn sie Vollzeit auch nicht mehr verdienen?

Doch die wenigsten Fragen der Integration entscheiden sich heute in den Parlamenten und Ämtern. Vielmehr sind es oft „nur noch“ die Barrieren in den Köpfen, die für Behinderte einen Widerstand auf dem Weg ins qualifizierte Erwerbsleben bedeuten. Wie groß diese Barrieren sind, ist von Fach zu Fach sehr unterschiedlich. Das erleben Behinderte schon während des Studiums. Für Peter Hagedorn erwiesen sich die Zoologie- und Botanik-Kurse des Grundstudiums als eine ernsthafte Hürde. Wegen seiner Sehbehinderung kann er sich mikroskopische Bilder nicht merken, geschweige denn zeichnen. Wegen des damit verbundenen Stresses warf er sogar zwischenzeitlich sein Studium hin und machte erstmal eine Physiotherapie-Ausbildung. „Als ich nur noch schweißgebadet in den Übungen saß, habe ich den Sinn nicht mehr gesehen.“

Nach der Ausbildung kehrte er jedoch zurück und studierte nicht nur Biologie zu Ende, sondern sammelte auch in der Medizin alle Scheine bis zum Physikum. Dort jedoch war noch schwieriger zu erreichen, dass er seine Kenntnisse anders als durch Zeichnen zeigen durfte. „Eigentlich schreibt die Studienordnung vor, dass Schwerbehinderte Prüfungen so ablegen dürfen, wie es ihnen möglich ist“, sagt Hagedorn. „In der Praxis konnte ich das nicht durchsetzen. Die Medizin war da noch deutlich konservativer als die Biologie.“ Alternative Leistungsnachweise waren nicht vorgesehen. Die Histologie-Prüfung kann nur bestehen, wer Gewebestrukturen zeichnet und beschriftet. Punkt.

Berührungspunkte abbauen

Die Medizinerin Serife Günay hat ihr Studium auch nicht gerade in rosiger Erinnerung. „Die Kommilitonen waren wenig kameradschaftlich und die Profs fragten mich ganz offen, was ich denn hier wolle, ich würde doch eh keinen Job kriegen danach“, erzählt die Rollstuhlfahrerin, die am PEI an der Sicherheit von Blut und Blutprodukten arbeitet. In den Vorlesungssälen konnte sie sich entscheiden, unten reinzurollen und von allen angestarrt zu werden, oder oben in der Ecke nichts mitzukriegen. „Ich bin sogar manchmal des Hörsaals verwiesen worden, wenn die Leute dachten, ich sei eine Patientin!“ Sie führt Verhalten wie dieses darauf zurück, dass man als Behinderte sozusagen „auf der falschen Seite der Nadel ist“. Eine behinderte Medizinerin sei mit dem Selbstbild der Ärzteschaft nur schlecht vereinbar.

Wer Diskriminierungen erlebt, braucht eine Menge Leidenschaft, um trotzdem weiterzumachen. „Der Spaß an den Inhalten war mein Motor“, erzählt die Medizinerin. „Außerdem wäre es doch ein großes Unglück gewesen, nicht zu verwirklichen, was ich mir wünschte.“ Es gibt Kraft, wenn man seinen Träumen folgt. Auch und gerade, wenn andere einem abraten. „Die Psychologen in der Reha sagten, ich sei in der Berufswahl kaum eingeschränkt durch meine Behinderung“, erzählt Hagedorn. „Nur in die Naturwissenschaften solle ich nicht gerade gehen.“ Ähnliches hörte Zolle bei der Berufsberatung im Arbeitsamt. Dort hieß es, Behinderte in ihrer Situation sollten Jura oder Betriebswirtschaft studieren.

Um gutgemeinte Ratschläge in den Wind zu schlagen und seinen Weg selbst zu suchen, braucht es Mut. Um die alltäglichen Widrigkeiten zu meistern, die mit der Behinderung einhergehen, sind Organisationstalent und Einfallsreichtum gefragt. Aber all das genügt nicht mehr, wenn es darum geht, auch einen Job zu kriegen. Dann ist ein Gegenüber gefragt, das offen ist für jemanden, der anders ist. Ein Gegenüber, das sich was traut.

„Integrationchancen sind oft von der Aufgeschlossenheit Einzelner abhängig“, sagt Grote und muss an ihre Schule denken. Die Eltern wollten, dass sie aufs gleiche Gymnasium kommt wie die ältere Schwester. Da das ein alter wilhelminischer Bau war und überhaupt nicht barrierefrei, dachte sich die Schwester mit ihrem Abi-Jahrgang einen Tragedienst aus. Die Aufgabe, Grotes Rollstuhl treppauf, treppab zu tragen, vom Musikzimmer in den Chemiesaal und wieder weiter, wurde in den Folgejahren von Abi-Jahrgang zu Abi-Jahrgang vererbt, bis ihre eigene Klasse den Dienst übernahm.

Eine tolle Leistung der Schüler? Auf jeden Fall. Aber sie war abhängig davon, dass ihnen jemand die Chance gab, in Eigenregie eine solche Lösung zu verwirklichen. Abhängig von einer mutigen Entscheidung einer besonderen Persönlichkeit. „Unser

Schuldirektor war vorher in Afrika gewesen und hatte dort ganz andere Probleme gesehen“, erklärt Grote. „Er war das Improvisieren gewohnt.“

Wenn sich Behinderte auf einen Job bewerben, müssen sie hoffen, auf Arbeitgeber zu treffen, die ähnlich aufgeschlossen sind wie dieser Schuldirektor. Eine Arbeitsgruppenleiterin, die vielleicht nicht die übliche Scheu vor Behinderten hat, weil sie einen behinderten Bruder hat. Ein Professor, der vielleicht selbst gerade nach schweren Operationen aus der Reha kommt, und denkt: Wenn ich noch wertvoll bin für die Forschung, warum soll es diese junge Rollstuhlfahrerin nicht auch werden?

Einfach nur Gleichberechtigung

Die Herren Medizin-Professoren behielten jedenfalls nicht recht mit ihren düsteren Prognosen über Günays Jobaussichten. Sie schrieb ihre Doktorarbeit am PEI über eine seltene Nebenwirkung von Bluttransfusionen, die transfusionsassoziierte akute Lungeninsuffizienz (TRALI). Für die schwerwiegende Reaktion besteht eine Meldepflicht, und Günay war für die Auswertung der Daten zuständig. TRALI ist schwer zu diagnostizieren, daher entwickelte sie Maßnahmen zur Risikominimierung, die zu Vorgaben für das Blutspendewesen wurden. Als eine Stelle mit einem Mehrjahresvertrag ausgeschrieben war, bewarb sie sich und konnte sich gegen die Mitbewerber durchsetzen.

Die Forscher am PEI profitieren von den Erfahrungen des Instituts bei der Integration Behinderter. Die Berührungängste werden kleiner. Behinderte Forscher sind nicht mehr bestau-

nenswerte Ausnahmen oder skeptisch bäugte Außenseiter, sondern normaler Teil der 770 Mitarbeiter zählenden Schar. Und als Vorzeige-Behinderte, quasi als lebendes Beispiel für die Integrationsbemühungen ihres Instituts, fühlen sie sich vielleicht nur noch, wenn neugierige Journalistinnen anrufen und viele Fragen stellen.

Behinderte Forscher wollen nicht wie ein rohes Ei behandelt werden, weil andere Angst haben, ihre Gefühle zu verletzen. Sie wollen um Hilfe bitten können, ohne dass sie deshalb als weniger leistungsfähig wahrgenommen werden. Sie wollen frei über ihre Einschränkungen reden können, ohne dass dadurch ihre Behinderung im Mittelpunkt steht. Sie wollen mit ihrer ganzen Persönlichkeit und mit ihrem Können wahrgenommen werden und damit die Möglichkeit haben, sich über ihre Leistungen zu definieren.

So legitim und nachvollziehbar das alles klingt, für ihre Umgebung ist der richtige Umgang mit ihnen oft noch eine Herausforderung. Nicht-Behinderten, denen die Erfahrung fehlt, erscheint es schwierig, Behinderte zu unterstützen, ohne ihnen eine Sonderrolle zuzuteilen. Mal versuchen sie, den Menschen „normal“ zu behandeln, indem sie seine Einschränkungen einfach ignorieren. Mal neigen sie zu Überfürsorglichkeit, die dann damit einhergeht, dem Behinderten nichts mehr zuzutrauen.

Doch Leistung zu fordern und Rücksicht auf eine Behinderung zu nehmen ist kein Widerspruch. Am PEI sitzen inzwischen eine Menge Leute, die das wissen.

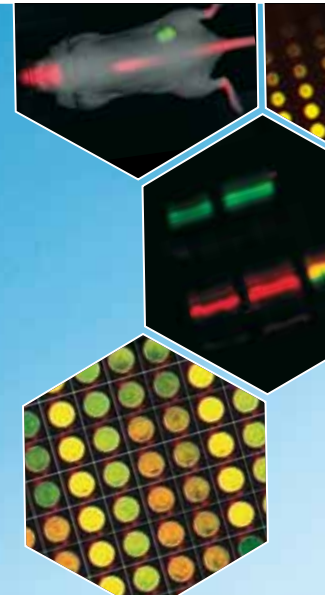
BRYNJA ADAM-RADMANIC

Quantitative Solutions for Protein Research

From LI-COR, the Quantitative Western Experts

All Odyssey Imagers Feature:

- True quantitation for Western blots
- Multiplex near-infrared detection
- Excellent sensitivity
- Wide linear dynamic range
- Flexibility to meet the unique needs of your lab



Fc Odyssey[®] Fc Imaging System

- Infrared detection plus chemiluminescence
- Advanced CCD technology
- New...Image Studio software

Od Odyssey[®] Infrared Imaging System

- Large scan area
- Cell-based assays
- Microwell assays
- Small animal imaging
- Organ and tissue imaging

Sa Odyssey[®] Sa Infrared Imaging System

- Microplates, membranes, and gels
- In-Cell Western[™] assay templates and analysis software
- Walk-away automation option for microplate assays

LI-COR Biosciences UK Ltd.
+44 (0) 1223 422104
uk@licor.com
www.licor.com

LI-COR Biosciences GmbH
+49 (0) 6172 17 17 771
gmbh@licor.com
www.licor.com

LI-COR[®]
Biosciences